



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literarische Blätter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literarische Blätter.

I.

Eine Dichterin aus Oesterreich.

Die Zeit dürftet nach schöpferischen Quellen, nach Geistern, die da gestalten und die Wirklichkeit verklären. Aber der Grundton unserer Periode ist immer noch Lyrik oder — die Lyrik des Denkens — Reflektion; er bebt nicht bloß im Liede, mehr oder minder mächtig klingt er auch noch durch die epische oder dramatische Dichtung fort. Denn wie uns im wirklichen Leben jetzt die hilfreich bauenden Engel fehlen, so auch in der Dichtung; verschmähen wir darum jene Talente nicht, die uns die allgemeine Ohnmacht fortsingen und die Völker anspornen möchten zu dem, was sie selbst nicht vermögen, zur That, zur Schöpfung. Das Publicum bewundert vor Allen solche Dichter, welche die Welt erfassen, wenn auch nicht bewältigen; deren ganze Kraft im Andrängen und Stürmen gegen den stumpfen Widerstand der politischen Wirklichkeit aufgeht. Die Kritik soll auch auf die einsamern Poeten hinweisen, die nicht den Beruf haben, das Volk anzureden, die aber doch in ihren individuellen Kämpfen die Stimmung der Zeit abspiegeln. — Man finde es daher nicht befremdend, wenn wir neben die flüchtigen Silhouetten Heine's und Freiligrath's*) das Bild eines Poeten zu stellen wagen, der weder die Farbenpracht des Löwen- und Wüstenjägers, noch den verwegenen Witz des deutsch-pariser Dichters hat. Es ist noch dazu ein Frauenkopf, aber mit edlen, scharf geprägten Zügen; der Schmerz hat hier seine leisen, tiefen Spuren gezogen, doch es ist keine gewöhnliche Leidenschrift; es war keiner von den gemeinen Schmerzen, die ewig persönlich bleiben und ihr Opfer verlassen, nachdem sie es verunschönt haben; auch keiner von jenen Schmerzen, die man sich mit wenig Herz und etwas Rhythmus, so leicht anphantasirt; der hat

*) Siehe voriges Heft der Grenzboten.

weber so schneidende Beredsamkeit, noch so stürmischen Feuerblick, noch weniger beliebt es ihm, das wohlfeile Mitleid der Welt aufzugeben und ein wirklich seliges Ende zu nehmen; er weiß nicht, daß die letzten Thränen eines sich selbst besiegenden Grams Balsam geben für andere Herzen. Die Dichterin, die wir meinen, ist außerhalb Oesterreichs noch viel zu wenig gewürdigt; sie nennt sich Betty Paoli.

Die Geschichte ihrer Seelenkämpfe und der Erhebung aus ihnen hat Betty Paoli in zwei Bändchen niedergelegt.*) Die Lieder der ersten Sammlung verrathen den Anfänger, noch mehr den Autobiographen. Der Inhalt wiederholt sich oft, die Form ist altmodisch; sie geht in ihren Rhythmen, wie eine Waise in den Trauerkleidern der lang verstorbenen Mutter, und die mythologischen Bilder kleiden sie gar, wie der Schmuck aus den Zeiten der Großmutter. Die Arme! Allein man bedauere nicht zu schnell. Ihre Bewegungen sind trotzdem kühn und edel, ihre Blicke in das Menschenherz zeigen eine frühgeprüfte Seele, einen gereiften stolzen Geist, der Ausdruck ist oft von seltener Klarheit und tiefer Kraft. Endlich weiß die Dichterin auch schon fremdes Seelenleben zu zeichnen und das eigene als Theil und Bild des allgemeinen Menschenschicksals anzusehen. Als besonders bezeichnend in diesem Bande nennen wir: „Der neue Sinfon“, „Dunkle Einsamkeit“, „Wahrheit in der Dichtung“, „einem Weltling“ u. m. a.

Wenn in dieser ersten Sammlung die Leidenschaft noch zu persönlich, der Schmerz, ich möchte sagen, zu energisch und rhetorisch auftritt, so zeigt uns die zweite Sammlung einen Sinn zarter Weiblichkeit, die sich selbst erzogen hat. Aus den Sympathien für fremdes Leid ahnt man hier das persönliche; auch ein Lächeln zielt das Lied zuweilen, und die größere Sorgfalt für melodischen Gang der Verse läßt ein künstlerisches Streben, eine frische Lust am Leben und Schaffen sehen, die noch schöne Früchte zu tragen verspricht. Besonders hervorzuheben sind, außer den Liebesliedern dieses Bändchens, die „Briefe an einen Verstorbenen“ und der größte Theil der Sonette. Aber schon im ersten Bande finden wir eine Abtheilung, die offenbar „nach dem Gewitter“ geschrieben und am besten geeignet

*) Gedichte von Betty Paoli. 1841. — Nach dem Gewitter. Gedichte von Betty Paoli. 1843. Beide Sammlungen erschienen im Verlag von Gustav Heckenast.

ist, von den errungenen Resultaten und der Läuterung, die wir erwähnten, einen Begriff zu geben. Die Abtheilung heißt „Tagebuch.“ Wir können nicht besser thun, wenn wir nicht bloß Worte machen wollen, als einige Sprüche daraus zum Abschiede citiren:

Verschleiert Weh nennt' einst die Lust mein irrend Herz;
Verhüllte Lust nenn' ich nunmehr jedweden Schmerz.
Lust, die, um unser Aug' nicht blendend zu erschrecken,
Mit schwarzem Schleier muß zu hohe Schönheit decken.

D blick dem Schmerz nur fest ins dunkle Angesicht,
So bringst Du durch den Flor und schauest Gottes Licht.

* * *

Selbst auf geknicktem Ast mag froh der Vogel singen;
Ob auch das Zweiglein bricht, er hat ja seine Schwingen.
So laß auch in Gefahr ertönen froh sein Lied
Das Herz, das leichtbeschwingt zur Wolkenheimath zieht.

* * *

Sei nicht der Wasserfall, der tosend abwärts strebet,
Sei wie das Meer, das still sich himmeln erhebet.

2.

Lydia.

Der Leser staune über unsere Tollkühnheit! Haben wir nicht erst neulich erfahren, wie gefährlich es ist, die Schriften einer vornehmen und lebenswürdigen Dame zu kritisiren? Hat unser Leser nicht die Erklärungen, Antikritiken und Entgegnungen alle mit verdauen müssen, welche uns die Aufnahme einer kleinen, über Theresens Ruhm kopfschüttelnden Einsendung zuzog? Wir wollen uns nicht rächen, obwohl ein wenig Rachsucht nach so bitterm Leiden zu entschuldigen wäre. Wir wollen bloß unsern Muth beweisen und über Theresens neueste Schrift einige ruhige Worte sprechen, sollte auch gegen jeden Buchstaben ein geharnischter Ritter aufstehen. Nur die Grenzbotten bitten wir nicht mehr zur Arena zu machen; diese Schonung sind wir unseren Lesern schuldig.

Der Beifall, den Frau v. Bacheracht's Erzählungen zu finden scheinen, ist für die Geschmacks- und Geistesrichtung unserer fashio-

*) Lydia. Von Therese, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden“, „eines Tagebuchs“, „Falkenbergs“, „am Theetisch“ u. s. w. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1844.

nablen Welt zu bezeichnend, als daß man seine Quellen nicht genauer untersuchen sollte. Aber warum soll man sich von dieser Epilitteratur nicht angezogen fühlen? Man tritt wie in ein dufendes Boudoir; die äußere Ausstattung entspricht der innern — und wir finden sogar mehr als geschmackvolle Meubles darin; lyrische Blumen, blendende Lichter der Reflexion und überraschende Zeitlänge, die freilich oft nur darum überraschen, weil sie dem Papagei statt der Nachtigall in den Mund gelegt sind. Theresens Styl ist weich und schmiegsam, wie Velin; einzelne Bemerkungen verrathen ein fleißig und andächtig geführtes Tagebuch; über den Naturmalereien weht ein Hauch reizender Phantasie, — aber des Pudels Kern? Die Charaktere, die Erfindung und die Lebensanschauung? Lassen wir uns von dieser Lydia belehren, was die moderne — nicht aristokratische, sondern — Conversationspoesie für Begriffe hat von höheren Naturen, was sie edle Verirrungen und tragische Conflictc nennt.

Im „Falkenberg“ wurde uns ein gewöhnlicher Wüstling als „dämonischer Mensch“ vorgestellt. Hier wird uns ein prunkfüchtiges und wunder schönes Weib, das wie ein Buch spricht und wie ein Genie empfindet, als die Quintessenz modern genialer Weiblichkeit vorgeführt. Lydia ist eine junge Wittve, die in einem Proceß ihr ungeheures Vermögen verliert; einer von ihren Gegnern, Baron Lothar, der gegen sie eine Rente von zweihundertfünfzig Thalern gewonnen, wird von ihr bezaubert und nimmt sich der Hilflosen an; er will sie erziehen, ihre Verhältnisse ordnen, sie an Genügsamkeit und Glück gewöhnen. Lothar ist ganz ihr Widerspiel, ein Mann und das ein starker, milder Mann; sie aber ist so kindlich unschuldig, sie weiß das Geld nicht zu achten, weiß nicht zu rechnen; sie ist ganz Poesie. Sie schwärmt für den Genuß der Frühlingsluft, aber notabene nur in einer pompösen Villa, sie muß erhabene Kunstwerke um sich haben, welche Tausende kosten, aber eben so sehr liebt sie die theuersten Cashemirshawls, Diamanten und Pferde. Lothar opfert sich, sein kleines Vermögen, sein idyllisches Glück, seine Ruhe, seine Gesundheit in der anstrengendsten Arbeit und Sorge für ihre Zukunft; sie ist erst gerührt, dann verehrt sie den Selbstverläugnenden, endlich liebt sie ihn mit der Liebe höherer Seelen, aber sie weint, so oft der Geliebte ihr zuredet, einem oder dem andern Luxusgegenstand zu entsagen. Da kommt ein reicher Graf

Friedrich, der ihr die poetischsten, d. h. kostspieligsten Geschenke macht. Sie wird wieder lebensfroh, Lothar fühlt, daß er verloren ist und entsagt; es schmerzt sie, die arme, tiefpoetische Frau, und sie sucht Lothar zum Bleiben zu bewegen, heirathet aber doch den Grafen Friedrich.

Ist Friedrich vielleicht ein „dämonischer“ Mensch, der ihre Phantastie reizt? Hat sie erkannt, daß sie Lothar nur verehren, Friedrich allein wirklich lieben könnte? O nein, das wäre zu altmodisch. Friedrich ist ein gewöhnlicher Weltmann, und sie liebt ihn gar nicht, ist sich dessen auch klar bewußt. Nur der Glanz seines Hauses reizt ihren „poetischen“ Sinn, und halb gedankenlos läßt sie sich heirathen. Zu ihrer Ehre müssen wir sagen, daß sie Lothar dabei immer noch schmerzlich liebt und oft denkt: ach wenn er mir so liebe Sachen schenken könnte! Lothar denkt ihrer eben so; sie ist ihm „eine Hieroglyphe“, ein „undinenhaftes“ Wesen. Er geht nach Paris und wird ein großer Gelehrter, Lydia aber findet ihre Schwiegermutter unerträglich, sieht sich von ihrem Mann durchschaut, nachdem sie sich an ihn zu gewöhnen und merkwürdig viel Sinn für das Schalten und Walten in einem großen Hause, ja sogar einiges Verständnis des Börsenspiels zu zeigen angefangen; sie flüchtet in ihrer Leidenschaft zu Lothar. Der aber führt sie, mit blutendem Herzen, zu ihrer Pflicht zurück, und der gemüthvollen Leserin bleibt die Gewißheit, daß die arme Lydia sehr, sehr unglücklich mitten in ihrer Pracht und daß ihr Herz sehr, sehr zerrissen ist mitten unter ihren Trümeaur, Shawls und Tapeten! —

Ein Verfasser von „moralischen Erzählungen für die höhere Jugend“ hätte aus der Heldin ganz folgerichtig ein warnendes Exempel gemacht, um unsere Amalien, Louisen, Charlotten alle zu erinnern, daß nicht äußerer Glanz und Staat, sondern nur wahre Liebe glücklich macht. Das ist freilich zu platt, und da könnte Lydia keine moderne Geniuffin spielen. — Ein bloßer Sittenmaler, ein Zeichner der blasirten großen Welt, wie die „frivolen“ Franzosen zu sein pflegen, hätte dieselbe Geschichte als ein Bild vom Lauf der Welt erzählt; er hätte Lothar eine alberne Tugendrolle spielen und Lydia lächelnd ihr Glück machen lassen. Das wäre Alles so pikant und fein, mit so gottlosem Behagen ausgemalt, aber es läge doch auch eine Lehre, ein Sinn darin.

Die deutsche Verfasserin aber will die französische Pisanterie mit hochdeutschem Ideenschwung und die Blasirtheit der conversationellen Welt mit modernen Tendenzen amalgamiren. Poetische Seelen sind nicht so charakterlos; höhere weibliche Naturen sind, namentlich im Entbehren, einer Charakterfestigkeit fähig, welche selbst die männliche überragt. Eine Lydia aber, die ihrem Lothar gegenüber so kleinsüchelig handeln kann, wird nachher keine Weltchmerzlerin, außer in der spöttischen Bedeutung des Wortes. Das „Hieroglyphische“ dieser Lydia liegt lediglich in ihrer Unnatur. — Lothar ist, ganz im Gegensatz zur Heldin, in ein ideallisch-sentimentales Licht gestellt; Friedrich, seine Mutter und Sivry, ein Industrieritter, freilich sehr gewöhnliche Figuren, sind am wahrsten gehalten.